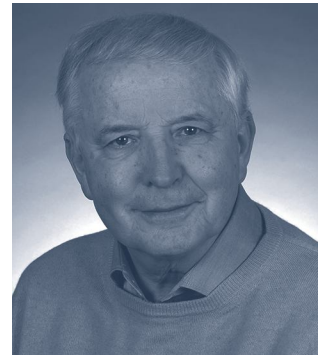




## Gleichheit in der Verschiedenheit

Eine gute Botschaft für Frauen und Männer – Jahrestreffen der Semaines Sociales de France 2012

Die neue Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen waren Thema der Französischen Sozialwochen vom 22. bis 25. November 2012 in Paris. Gemäß ihrem Selbstverständnis, nicht nur ein Ort der gesellschaftlichen Debatte, sondern auch der Formation aktiver Christen zu sein, wurde den ca. 3000 Teilnehmern ein Programm geboten, das einer Bildungsakademie alle Ehre gemacht hätte. Der erste Tag war dem Überblick gewidmet: Wo stehen wir heute in dem epochalen Prozess der Gleichstellung von Frauen und Männern? Was Soziologen, Historiker, Philosophen, Psychologen hier als Forschungsergebnisse oder persönliche Standpunkte vortrugen, kam – so der Präsident der Sozialwochen, Jérôme Vignon – einer mitunter „heftigen Konfrontation mit der Moderne“ gleich. Auch tagespolitisch war diese Konfrontation in den Beratungen allgegenwärtig. Seit dem 7. November 2012 liegt der Gesetzesentwurf der sozialistischen Regierung zugunsten der „Heirat für alle“ auf dem Tisch, der die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare samt Adoptionsrecht vorsieht.



Wilhelm Rauscher

### Bestandsaufnahme anhand der Fakten

Zunächst aber standen die Arbeitsmarktprobleme im Vordergrund, wo auch in Frankreich die Diskriminierung der Frauen trotz ihrer im internationalen Vergleich hohen Erwerbsquote nach wie vor erheblich ist. Die harten Fakten lieferte Brigitte Grésy, Generalinspektorin für Sozialpolitik. Sie erinnerte daran, dass zwei Drittel der berufstätigen Frauen im Niedriglohnbereich beschäftigt sind. Der Abstand zwischen qualifizierten und nicht-qualifizierten Frauen vertiefte sich zusehends. Die eigentlichen Hindernisse auf dem Weg zu einer wirklichen Gleichstellung sah Grésy in einer fortbestehenden „systemischen“ Diskriminierung, die Frauen im Erwerbsleben als Risikofaktor betrachte – bis hin zu einer minderen Bewertung ihrer Diplome. Sie plädierte für eine Familienpolitik, die die bessere Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit in den Mittelpunkt stellt, wobei die Vollerwerbstätigkeit von Frauen der Maßstab sei. Jeder und jede müsse alles tun können, sofern er/sie es wolle.

Der Soziologe Claude Martin beschrieb die fundamentale Abhängigkeit der Familie von den Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt. Der große Hebel der Veränderung war die Lohnarbeit, die Frauen mit einem Schlag materiellen Schutz und eigene Rechte brachte. Hinsichtlich der Parameter Erwerbsarbeit – Familie – Fruchtbarkeit stehe Frankreich vergleichsweise gut da, so dass viele auf das französische Modell blickten. Aber die Kehrseite der Medaille sei ein unverhältnismäßig hoher Konsum von Psychopharmaka. Die Rückwirkungen des modernen Arbeitsmarktes auf die Or-

ganisation des Privatlebens gingen auf Kosten der Frauen. Die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie bleibe eine „immense Baustelle“.

Wie ein politisches Crescendo wirkte in diesem Kontext die Rede der jungen Ministerin für Frauenrechte Najat Vallaud-Belkacem. Als ihre politischen Prioritäten bezeichnete sie den Kampf gegen stereotype Rollenbilder und sexistische Vorstellungen, die Förderung der vollen Gleichstellung von Frauen im Berufsleben, den Kampf gegen jede Form von Gewalt gegen Frauen und die Verteidigung des Rechts der Frauen, über den eigenen Körper zu verfügen.

### Eine Errungenschaft der Moderne

Einen Einblick in die Geschichte des Feminismus (der Begriff stammt aus Frankreich!) bot die Historikerin Michelle Perrot, die den Prozess der allmählichen Emanzipation des Weiblichen aus der Vorherrschaft des Männlichen skizzierte. Trotz untergründiger

Ansätze im christlichen Denken – z. B. im Verständnis der Ehe als Sakrament, das die freie Zustimmung von Mann und Frau erfordert – ist die Anerkennung der Gleichheit der Geschlechter eine Errungenschaft der Moderne. Befördert durch Krisen, hat sie sich im



letzten halben Jahrhundert in ungeahnter Weise beschleunigt. Jetzt erst seien die vier großen Grenzüberschreitungen vollzogen worden, die den Frauen den Zugang zum Wissen (seit 1924 erst gibt es in Frankreich ein einheitliches Abitur für Jungen und Mädchen), zur Erwerbsarbeit, zur Wissenschaft und zur Verfügung über den eigenen Körper (dank der Empfängnisverhütung) sicherten. Aber die Geschichte zeige auch, dass in Zeiten der Krise als erstes die Rolle der Frauen wieder in Frage gestellt werde. Sie seien – ob im Fall von

Arbeitslosigkeit oder im restaurativen Gegenschlag politischer Revolutionen, wie aktuell in der arabischen Welt zu besichtigen – die zuerst Benachteiligten. Perrot betonte den Pluralismus der Feminismen, der für die heutige Situation kennzeichnend sei. Während Simone de Beauvoir noch einen Feminismus absoluter Gleichheit postuliert habe, sei dem heutzutage ein Feminismus italienischer Prägung gefolgt, der die Differenz betont. Differenz ja, aber unter Ausschluss jedweder Dominanz, lautete ihr Fazit.

dem erst 1944 durch General de Gaulle das Wahlrecht erhielten. Jean Jacques Rousseau's Diktum „Die Männer machen die Gesetze, die Frauen die Sitten“ hatte im gesellschaftlichen Bewusstsein Frankreichs lange Bestand. Die „Regierung“ des öffentlichen Lebens blieb den Männern, die der Familie den Frauen vorbehalten. Und zwischen beiden Bereichen herrschte eine prinzipielle Trennung. Die Frauen waren zwar Teil der Republik, aber nicht der Demokratie. Was war die Ursache dieser Dichotomie? Die Angst vor einer Verwischung der als naturgegeben vorausgesetzten Geschlechterrollen? Nach Fraisse eher die Angst vor der Demokratie! Die Befreiung der Frauen sei ein demokratisches Projekt.

### *Gleichheit von Frauen und Männern in anderen Kulturen*

Wie steht es aber um die Gleichheit von Frauen und Männern in anderen Kulturen, Religionen und Ländern? Dass hier der Blick vor allem auf den Islam fiel, verwundert nicht. Verwunderung rief allerdings die Bemerkung der senegalesischen Ärztin und Soziologin Khoudia Sow hervor, wonach nicht wenige Senegalesinnen um einer größeren Unabhängigkeit willen die Polygamie der Monogamie vorzögen. Wenn in diesem traditionell von einem moderaten Islam geprägten Land der Fundamentalismus auf dem Vormarsch sei, dann in erster Linie aus politischen und wirtschaftlichen Gründen. Der Islamkennner Franck Fregosi unterstrich, dass hinsichtlich einer liberalen Weiterentwicklung des Islam die Frauen-Männer-Thematik eine große Rolle spiele. Bei der in Gang gekommenen Diskussion um die Interpretation des Koran sei es die Masse der orthodoxen Männer, die auf einer buchstabengetreuen Auslegung beharre.

Gleiche Rechte für Frauen und Männer ist auch ein Thema der Europäischen Union. Das war der Mehrzahl der Teilnehmer sicherlich bekannt. Weniger bekannt war vermutlich das Faktum, dass dieses Ziel schon in den Römischen Verträgen verankert wurde und dass eine große Zahl der einschlägigen nationalen Gesetze der Umsetzung von EU- Richtlinien zu verdanken ist. Mit dieser Feststellung sorgte Kommissionsvizepräsidentin Viviane Reding für Überraschung bei ihren Zuhörern. Trotz großer Anstrengungen sei die EU dabei, die Talente der Frauen zu verlieren. Als Beleg führte Reding u. a. an, dass 60% der Frauen mit Diplom keine Aufstiegschancen hätten. Außerdem: die Armut in der EU sei weiblich. Die Ansätze für Lösungen sah sie in erster Linie innerhalb der Betriebe.

Befreiung geht zwangsläufig einher mit Destabilisierung. Der Wandel in den Beziehungen von Frauen und Männern löst überkommene Gewissheiten auf. Mit den Wirkungen dieses Wandels auf Paare befasste sich der Psychoanalytiker und Berater der Familienkommission der Französischen Bischofskonferenz Jacques Arènes. Nichts sei noch evident: weder das Zusammenleben als Paar, noch der Kinderwunsch, noch das gemeinsame Altern. Die Angst, vom anderen erdrückt zu werden, sei in den Kern der Beziehungen eingedrungen. Jede Begegnung werde so zu einem „Rätsel“.

### *Rehabilitierung der natürlichen Differenz der Geschlechter*

Nach dieser eher frustrierenden Bestandsaufnahme brachte der zweite Tag mit dem Referat der Philosophin Sylviane Agacinski eine Wende. Die gesamte abendländische Anthropologie einschließlich der christlichen Theologie hatte aus der fraglos angenommenen Differenz der Geschlechter die Dominanz des Männlichen abgeleitet. Nachdem die Moderne den „Androzentrismus“ prinzipiell überwunden hat, stellt sich die Frage: Welchen Sinne hat

### *Vollendung eines demokratischen Projektes zu Lasten zwischenmenschlicher Beziehungen?*

Das Verhältnis von Emanzipation der Frau und Demokratie untersuchte die engagierte Feministin Geneviève Fraisse. Erstaunlich, dass die Frauen im Geburtsland der europäischen Demokra-

tie mit ihrem Pathos der Gleichheit weder durch die „Constituante“ von 1789 noch durch die Pariser Kommune von 1871, auch nicht durch die verschiedenen Linksregierungen, son-



dann noch die Rede von einer Differenz der Geschlechter? Heißt gleiche Würde, dass die Geschlechter auch gleich sind in ihrer Wertigkeit (äquivalent)? Sind sie damit austauschbar? Ist das Geschlecht nur ein kulturelles, soziales Konstrukt? Hat die biologische, sexuelle Verschiedenheit von Mann und Frau noch eine Bedeutung für das soziale Leben? Diese Fragen standen im Mittelpunkt des weit ausgreifenden Referates von Sylviane Agacinski. Kritisch setzt sich die emeritierte Professorin der Elitehochschule für Politische Wissenschaften (EHESS) mit der modernen Queer-Theorie auseinander, die die Differenz der Geschlechter durch die Differenz der sexuellen Orientierungen ersetzen möchte. Ebenso scharf grenzte sie sich ab vom „Konstruktivismus“ einer Judith Butler, demzufolge der Mensch auch in seiner geschlechtlichen Orientierung das Produkt seiner selbst sei, während die natürliche Differenz der Geschlechter in die Sammlung der „wissenschaftlich schlecht belegten Fakten“ (Butler) gehöre. Allen diesen Theorien warf sie eine „Denaturalisierung“ des Menschen vor.

Für Agacinski liegt das entscheidende Kriterium der Differenz der Geschlechter auf der Ebene der Fruchtbarkeit. Die Anteile von Mann und Frau an der Zeugung eines Kindes seien nicht äquivalent. Die modernen Techniken der Reproduktionsmedizin hätten allerdings den Trend zur Abkoppelung der Elternschaft von der Zeugung verstärkt. Sie ermöglichen Fortpflanzung ohne sexuelle Beziehung. Elternschaft könne in neuen, auch gleichgeschlechtlich-äquivalenten Formen konstruiert werden. Eine „Entpersönlichung“ der Fortpflanzung sei die Folge. Im Falle der anonymen Samenspende werde zudem das Urprinzip aller Verantwortung außer Kraft gesetzt, nämlich für das verantwortlich zu sein, dessen Verursacher man ist (nach Hans Jonas).

Agacinski kritisierte insbesondere, dass man sich kaum Gedanken mache über die Auswirkungen der neuen Praktiken auf die künftigen Gene-

rationen der Kinder. Rechtfertigt beispielsweise der legitime individuelle Wunsch, mit einer Person des gleichen Geschlechtes eine dauerhafte Partnerschaft – ja sogar eine Heirat – einzugehen, den Bruch mit dem biologisch grundgelegten Modell der Elternschaft? Erzeugt man dadurch nicht eine fundamentale Ungleichheit unter den künftigen Generationen, vor allem zwischen Kindern mit einer natürlichen,

### *Ein Blick auf die Anfänge*

Dieses klare Bekenntnis einer Sozialistin zu der unaufhebbaren und im Namen der Humanität zu schützenden biologischen Differenz von Mann und Frau wurde von den Teilnehmern mit stehenden Ovationen quittiert. Die biblische Begründung dieser Anthropologie lieferten der Publizist Jean Pierre Rosa und die Dominikanerin und Moralphilosophin Véronique Margron, die die Schöpfungsberichte und andere frühe biblische Zeugnisse über das Verhältnis von Mann und Frau untersuchten. Bei der Rückbesinnung auf die

geschlechtlichen Abstammung und anderen, deren Entstehung biologisch intransparent sei? Die künftigen Kinder seien allerdings in der politischen Debatte nicht repräsentiert. Sie haben keine Lobby. Agacinski forderte – mit Blick auf den Gesetzgeber – eine anthropologisch-ethische Reflexion über ein Statut der Kinder und die Verantwortung der heutigen Erwachsenen- generation ihnen gegenüber.

Ursprünge zeigt sich nach Jean Pierre Rosa eine Anthropologie, die mit unserem heutigen Bewusstsein durchaus kompatibel ist. Die frühen Texte (insbesondere der 1. Schöpfungsbericht) beziehen die Gottebenbildlichkeit auf die „Alterität“ von Mann und Frau. Sie stellen die Beziehung zwischen Gleichrangigen in den Mittelpunkt (vgl. u. a. das Hohe Lied, auch Mt 19,4) entsprechend einem Gott, der selbst Beziehung ist. Das Streben der Moderne nach Gleichheit von Mann und Frau sei für Christen eine gute Nachricht.

### *... und wie steht es damit in der Kirche?*

In der Dramaturgie des Kongresses war nun der Punkt erreicht für eine Frage, die vielen Teilnehmern auf den Nägeln brannte: Und wie steht es um die Gleichheit von Männern und Frauen in der Kirche? Die Veranstalter hatten für diese Thematik zwei Referenten mit in gewissem Sinne konträrem ekklesiologischen Profil ausgesucht: den Kirchenrechtler und Generalvikar der Diözese Lüttich Alphonse Borras als Vertreter des Amtes und die Präsidentin der internationalen Fokolarbewegung Maria Voce, die gleichsam die prophetisch-charismatischen Dimension der Kirche repräsentiert. Beide haben insofern die Nachdenklichkeit befördert (und manche damit enttäuscht), als sie sich der Festlegung auf apodiktische Positionen entzogen. Borras referierte

(bei wachsendem Unmut im Saal) die Aussagen des Kirchenrechtes. Die lehramtliche Ablehnung des Priestertums der Frau durch Johannes Paul II. stellte er nicht in Frage, fügte ihr aber ein leises „Vorerst“ hinzu. Von der nötigen Komplementarität von Frauen und Männern in der Pastoral versprach er sich u. a. eine „Humanisierung der Institution“, ein stärkeres Eingehen auf den Alltag der Menschen, mehr Kreativität in der seelsorglichen Begleitung. Außerdem müssten Frauen in der Repräsentation der Kirche stärker vertreten sein. Die hierarchische Struktur stand dabei nicht zur Debatte.

Als Präsidentin einer kirchlichen Bewegung, zu der auch Bischöfe gehören und die nach dem Willen der Gründerin, Chiara Lubich, stets von ei-

ner Frau geleitet werden soll, hatte Maria Voce die Neugier der Teilnehmer geweckt. Dass die Anerkennung einer solchen Bewegung der Kirche nicht leicht gefallen ist und mehrfach Versuche unternommen wurden, sie unter klerikale Aufsicht zu stellen, führte Maria Voce freimütig aus. Die weibliche Leitung – in Gemeinschaft mit einem priesterlichen Co-Präsidenten – enthalte eine Botschaft an die Kirche: Was vor aller Struktur zähle, sei die Liebe. Eine Leitung nach dem Vorbild Mariens (die Fokolarbewegung bezeichnet sich auch als „Werk Mariens“) wolle zusammenführen, nicht regieren. In Maria sei gleichsam die gesamte Kirche versammelt, die auf die Apostel und die Propheten gründe. Lassen sich daraus Modelle kirchlicher Leitung gewinnen? Auch wenn diese Frage nicht vertieft werden konnte, ließen die Ausführungen von Maria Voce erahnen, dass in der Praxis der Fokolarbewegung, deren einzelne Zweige und Aktionsbereiche je von einer Frau und einem Mann geleitet werden, ein Potential mit Veränderungskraft liegt.

Nach dem Dialog zwischen einer Gewerkschaftssekretärin und dem Vertreter eines Unternehmerverbandes zur Thematik Familie und Arbeitswelt, der eine erstaunlich große Übereinstimmung zeigte, führten das Zeugnis eines

## KURZBIOGRAPHIE

**Wilhelm Rauscher (\*1942)**, Studium der Fächer Französisch und Deutsch in Freiburg i.Br., München und Paris, nach kurzer Lehrtätigkeit am Gymnasium Stockach a. Bodensee Redakteur im Katholischen Sekretariat für europäische Fragen, Straßburg/Brüssel; Referent im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Bereich Kirche und Gesellschaft), Mitarbeit im Europäischen Laienforum; Leiter des Berliner Büros des ZdK (2000–2005); nach Ende der Berufstätigkeit Mitarbeit in der Kommende Dortmund für Kontakte zu europäischen Partnern; Übersetzer der *Résumés* in **Amosinternational**.

verantwortlichen Ehepaars der Alpha-Kurse und die Erfahrung des Leiters einer Bildungsanstalt für „Jugendliche in Schwierigkeiten“ nochmals mitten hinein in die Thematik der Veränderungen in den Beziehungen von Frauen und Männern und in die Fragen der Erziehung zu einer reifen Identität als Frau oder Mann.

## Fazit dreier intensiver Tage

In seinen Schlussfolgerungen bezeichnete Präsident Jérôme Vignon die Gleichstellung von Frauen und Männern als die zentrale Herausforderung, die die Postmoderne an das christliche Bewusstsein richte. Der soziale Katholizismus dürfe sich dieser Herausforderung nicht entziehen. Wie könnte er bei der Suche nach Beziehungen gleichberechtigter Partnerschaft zwischen den Geschlechtern nach der Phase männlicher Dominanz beiseite stehen? Oder sollten die Katholiken auch hier – wie im Fall der Demokratie – die Zeichen der Zeit übersehen? Als Schwerpunkte des politischen Engagements nannte Vignon die Felder Arbeitswelt, Erziehung und Familie. Die katholische Kirche als Ganze müsse sich jedoch dem Ziel der Gleichstellung von Frauen und Männern öffnen. Die Neu-Evangelisierung müsse gemeinsam von Frauen und Männern getragen werden. Die französische Kirche könne dabei eine Vorreiterrolle übernehmen; denn im Gegensatz zur Situation in einigen Nachbarländern befinde sie sich in einer relativ friedlichen Phase. Gleichzeitig nutzte der Präsident das Schlusswort zu einer klaren Absage an den Gesetzesentwurf der Regierung zugunsten der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare.

## Interdisziplinarität – Eine Herausforderung für die Christliche Sozialethik

Zum 22. Forum Sozialethik vom 10. bis 12. 09. 2012 in Schwerte



In der Reflexion gesellschaftlicher Strukturen steht die Christliche Sozialethik nicht nur mit anderen theologischen Disziplinen, sondern darüber hinaus mit der philosophischen Ethik, den Sozial- und Kulturwissenschaften sowie den Natur- und Technikwissenschaften in einem ständigen Dialog. Die konkreten Erfahrungen, die Herausforderungen und möglichen Hindernisse, aber auch die vielfältigen Chancen, die für die Sozialethik mit diesem inter-

disziplinären Dialog verbunden sind, bildeten den thematischen Schwerpunkt des *Forum Sozialethik 2012*, das in diesem Jahr durch Anna Maria Riedl (Münster), Jochen Ostheimer (München), Werner Veith (München) und Thomas Berenz (Mönchengladbach) vorbereitet wurde. Vom 10. – 12. September 2012 trafen sich dazu 33 junge Sozialethikerinnen und Sozialethiker sowie Vertreter anderer theologischer Disziplinen aus dem deutsch-

sprachigen Raum sowie aus Kroatien in der Katholischen Akademie Schwerte. Im Zentrum der Vorträge und der mitunter kontrovers geführten Diskussionen stand die Frage nach den Bedingungen und den wissenschaftstheoretischen Grundlagen eines interdisziplinären Dialogs. Ausgehend von Selbstverständnis, Status und Arbeitsweisen der Sozialethik wurde der Bogen über die anthropologischen Bezüge als interdisziplinäre Basis der Christli-

chen Sozialethik hin zu Perspektiven des interdisziplinären Dialogs im binnentheologischen Bereich sowie konkreten Dialogerfahrungen geschlagen. Interdisziplinarität, darüber waren sich die Teilnehmer weitgehend einig, darf nicht als punktuelles Ereignis, sondern muss stets als prozesshaftes Geschehen verstanden werden. Das Gelingen oder Scheitern des interdisziplinären Arbeitens hängt dabei maßgeblich von der Analyse und dem Verständnis der im Dialog aufeinander treffenden (Fach-)

Sprachen, von ihren Begriffen und Begriffskonzepten ab. Sicherlich, und darauf wiesen einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Forums auch aus eigenen Erfahrungen hin, stellt sich darüber hinaus die grundsätzliche Frage, ob der gegenwärtige interdisziplinäre Dialog auch tatsächlich *dialogisch* ist oder ob das Interesse an einem Dialog nicht doch häufig nur einseitig, nämlich von Seiten der christlichen Sozialethik besteht. Allerdings liegen gerade hier zugleich Chance und Aufgabe für

die christliche Sozialethik als wissenschaftliche Disziplin: Durch ihre Erfahrung vom Nutzen kognitiver Beiträge aus vielen Wissensbereichen, kann und muss sie vom Wert und der Bedeutung eines interdisziplinären Dialoges immer wieder überzeugen und dabei für sich selbst die Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen dieses Dialoges unter sich stets verändernden Bedingungen ausloten.

Thomas Berenz, Trier

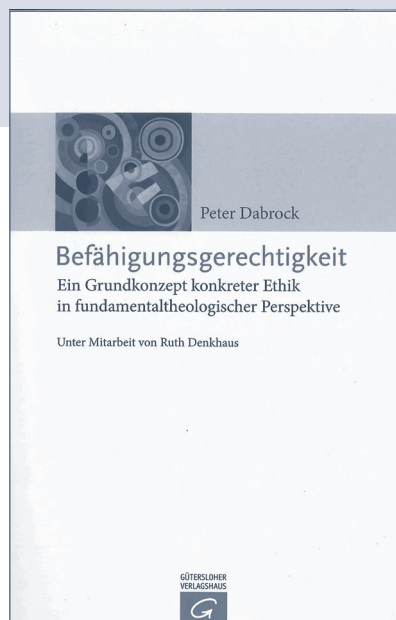


## Buchbesprechungen

### Befähigungsgerechtigkeit

Peter Dabrock: *Befähigungsgerechtigkeit. Ein Grundkonzept konkreter Ethik in fundamentaltheologischer Perspektive.* Unter Mitarbeit von Ruth Denkhäus, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2012, 383 S., ISBN 978-3-579-08110-6.

Das Prinzip der Befähigungsgerechtigkeit ist in den vergangenen zehn Jahren als Chiffre „einer zukunftsfähigen Sozialpolitik“ (S. 189) erstaunlich populär geworden. Es findet sich an prominenter Stelle beispielsweise im zweiten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung von 2005 oder in der Armutsschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland von 2006. Wurde von Verteilungsgerechtigkeit vornehmlich im Blick auf die Umverteilung materieller Ressourcen gesprochen, lenkt die Rede von Befähigungsgerechtigkeit den Blick auf die unterschiedliche Verteilung von Chancen in einer Gesellschaft – und in der Folge dann auch auf die unterschied-



lichen Möglichkeiten, sich aktiv am sozialen Leben zu beteiligen.

In der Debatte um die Zukunft des Sozialstaats wird die Forderung nach Befähigungsgerechtigkeit von verschiedenen

Seiten für durchaus gegensätzliche Positionen in Stellung gebracht: Tritt Befähigungsgerechtigkeit an die Stelle der Verteilungsgerechtigkeit, verbindet sich dies nicht selten mit einer Kritik am Umverteilungsstaat und dem Ruf nach mehr Eigenverantwortung des einzelnen Bürgers. Wird Befähigungsgerechtigkeit als eine weitere Dimension sozialer Gerechtigkeit begriffen, die zur Verteilungsgerechtigkeit hinzutritt, wird dem Staat weiterhin eine wichtige Rolle beim Ausgleich sozialer Konfliktlagen zugeschrieben.

Peter Dabrock versteht Befähigungsgerechtigkeit als „causa formalis“ der sozialen Gerechtigkeit. Der Beteiligungs-begriff wirke dynamisierend auf das Konzept sozialer Gerechtigkeit: Nicht mehr deren reaktive oder kompensatorische Komponente stehe im Vordergrund, sondern die Förderung des Einzelnen, der in die Lage versetzt werden soll, selbst aktiv zu werden. Mehr oder weniger bewusst schließt der Erlanger Professor für Sys-